

Endlich ankommen

Alle suchen den Ort, der zu einem passt.
Woher weiß man, ob man ihn schon gefunden hat?

Die hässlichen Nachkriegshäuser, Kölsch in zu kleinen Gläsern, Junggesellenabschiede auf den Ringen, in der Luft der Geruch von 4711 – und dann nur 25 Kilometer entfernt von Bonn, meinem Zuhause: Niemals wollte ich in Köln studieren. Ich wollte bloß mal testen, wie ein Bewerbungsverfahren an einer Journalistenschule so abläuft, deshalb hatte ich mich dort beworben. Ich wollte vorbereitet sein auf die Aufnahmegespräche an den Schulen in München oder Berlin. Vor allem aber wollte ich in eine Stadt weit weg von zu Hause ziehen.

Dann kam der Brief mit der Zusage, und ich nahm den Platz an. Weil ich stolz war, es unter mehr als 300 Bewerbern geschafft zu haben. Und weil es bequem war. Anders als meine Freundinnen musste ich nach dem Abi kein WG-Zimmer finden, ich musste keine neue Stadt und keine neuen Freunde kennenlernen. Ich hatte in Bonn einen Nebenjob im Café Göttlich, das es heute nicht mehr gibt, und blieb erst mal in meinem alten Kinderzimmer. Die Entscheidung, wo ich in den nächsten Jahren leben sollte, traf ich nicht aktiv. Ich überließ das einfach jemand anderem, der Leiterin meiner Journalistenschule.

Später bekam ich ein Jobangebot aus Frankfurt, dann eins aus Hamburg. Wieder traf ich nicht für mich eine Entscheidung, sondern zog dem Job hinterher – erst nach Frankfurt, dann nach Hamburg. Hier lebe ich seit vier Jahren und viele beneiden mich um den Wohnort (Elbe! Reeperbahn!), wenn auch nicht um den Regen. Aber was wäre, wenn ich mich wirklich selbst entscheiden müsste: Bin ich hier richtig?

Wie findet man den Ort, an dem man zu Hause sein kann? Ist man angekommen, wenn der Bäcker einem ohne zu fragen das Franzbrötchen einpackt? Könnte es woanders schöner sein?

1. WAS PASST ZU MIR?

Viele meiner Freunde mieteten den Sprinter für ihren ersten Umzug im Oktober nach dem Abi. Die Fahrt dauerte meist fünf Stunden auf der Autobahn und führte direkt zum Studium. Einmal fuhr ich mit: als Theresa nach Freiburg zog. Zuerst war Theresa sehr melancholisch – klar, wenn die Eltern einem hinterherwinken. Aber als wir die Musik laut drehten, ich glaube es war zur

Wir-sind-Helden-Zeit, war da nur noch Abenteuerlust. 58 Prozent der Studenten ziehen für ihr Studium um, das geht aus einer aktuellen Umfrage der Wirtschaftsprüfung Deloitte hervor. Für viele ist die Frage, wo man studiert, mindestens so wichtig wie die Frage, was man studiert. Doch welcher Ort ist der richtige?

Wem wichtig ist, dass man jederzeit alles haben kann, der sollte in die Großstadt ziehen. Dorthin, wo man bis 22 Uhr bei Penny einkaufen kann. Wo man auf Ausstellungseröffnungen umsonst schlechten Wein trinken kann. Und wo die Auswahl an Kneipen, die schon am Montagabend voll und verraucht sind, unübersichtlich groß ist, genauso wie die Zahl möglicher Tinder-Dates. Ich finde das toll – in Bonn gab es das nicht.

Die Schriftstellerin Ronja von Rönne ist 24 und lebt in Berlin, mehr Großstadt geht nicht. Für die *Welt* ist sie kürzlich aufs Land gefahren, um herauszufinden, ob es sich dort besser lebt. Sie beschreibt das Großstadtleben pessimistischer als ich: Dort lebten »Menschen, die aus lauter Langeweile Frutarier werden, schlecht bezahlte Praktika annehmen und in sehr kleinen Zimmerchen wohnen, um sich das Fixie-Bike leisten zu können.« Auf dem Land gebe es keine verpassten Events, nur ein Ankommen. Sie schreibt: »Das Land ist

Beschränkung und massenhaft Zeit, und selbst der dämlichste Hobbybuddhist ahnt, dass das näher am Glück sein könnte als die nächste Eröffnung eines temporären Showrooms.«

Es gibt auch ein Großstadtleben außerhalb von Showrooms, aber richtig ist: Wer freitags nicht unbedingt auf fünf Partys gehen will, statt in der einen WG zu versacken, wo eh alle sind, wer zur Uni gern mit dem Rad über Kopfsteinpflaster rollt, der muss nicht in die Metropole, der kann auch in Bonn bleiben. Ich empfehle eine WG in der Altstadt. Dort ist es schön, aber ich finde auch: Das kann nicht alles sein.

2. WAS VERPASSE ICH?

Schon nach vier Jahren in Hamburg habe ich manchmal das Gefühl, dort alles zu kennen. In der Toastbar etwa, einer kleinen Bar im Schanzenviertel, in der man die Erdnusschalen auf den Boden wirft (ja, die Bar, über die auch Fettes Brot singt), war ich schon zu oft. Dort höre ich oft ▶



Leonie Seifert, 29, isst gern Franzbrötchen

Wann wusstest du: Jetzt bin ich angekommen?

»Anfangs habe ich mich in Berlin ständig an den U-Bahn-Stationen verlaufen. Meine Schwester kam mich in dieser Zeit oft besuchen. Sie kannte die Stadt schon besser als ich, deshalb trottete ich ihr die meiste Zeit hinterher. Bei ihrem dritten Besuch blieb sie aber auf einmal orientierungslos am Kottbusser Tor stehen: so viele Leute, so viele Ausgänge. Ohne überlegen zu müssen, zeigte ich ihr den richtigen Weg. Niemand von uns sagte etwas, aber ich lächelte vor mich hin. Ich hatte bewiesen, dass es jetzt auch »mein Berlin« ist.«

Luca Rädler, 23,
Foto vorherige Seite

»Mein Freund und ich waren gerade in einer schwierigen Phase. Deshalb zog ich aus unserer gemeinsamen in eine eigene Wohnung. Es war Winter, draußen war es kalt, drinnen leer. An einem Samstag im März gab ich mir dann einen Ruck. Ich fuhr zum Baumarkt, verlegte Holzboden auf meinem Balkon und setzte Pflanzen in Töpfe. Erst spätnachts wurde ich fertig. Ich zündete Kerzen an, setzte mich auf einen Stuhl und rauchte die erste Zigarette auf dem neuen Balkon. Da wusste ich: Es war die richtige Entscheidung. Das ist mein Zuhause.«

Tanita Hub, 28, Foto rechts

die gleichen Gespräche und sehe oft dieselben Menschen. Ich brauche eine neue Stammkneipe, aber vielleicht brauche ich noch mehr: nicht nur neue Menschen, sondern eine andere Kultur. Nicht nur neuen Gesprächsstoff, sondern eine andere Sprache. Und wenn meine Kollegin Laura im Nebenzimmer in einwandfreiem Spanisch (so hört es sich an) telefoniert, werde ich wehmütig.

Ich habe die Chance verpasst, in einem anderen Land ein zweites Zuhause zu finden. Im Gegensatz zu mir gehen über 30 000 deutsche Studenten jedes Jahr mit dem Erasmus-Programm ins Ausland. Dort lernen sie ein bisschen in der Uni und ein bisschen mehr die Sprache. Vor allem erlernen sie dort eine Eigenschaft, die sie im Leben wirklich weit nach vorne bringt: Durchhaltevermögen. Sie halten durch: lange Nächte, üblen Kater und Liebeskummer, das belegt meine Facebook-Timeline. Doch sie müssen es in der Ferne so toll gefunden haben, dass nur knapp ein Viertel der Befragten in der Deloitte-Erhebung sagt, sie würden für ihre Arbeit später nicht ins Ausland gehen. Nach dem Studium sind 70 Prozent bereit, in einem anderen europäischen Land als in Deutschland zu arbeiten. Knapp die Hälfte der deutschen Absolventen kann sich sogar vorstellen, für einen Job in die USA zu ziehen.

Wer sich also fragt, ob sich eine Zeit im Ausland lohnt, der weiß zumindest: Die meisten bereuen den Schritt nicht. Habe ich verpasst, das Fernweh in mir zu wecken? Und wäre das schlimm? Denn natürlich muss niemand ins Ausland: Englisch lernt man auch auf dem Sofa mit *House of Cards*, und Jobchancen erhöhen sich laut einer neuen Studie vom Institut der deutschen Wirtschaft Köln nicht, nur weil man im Ausland gelebt hat.

Auch ich war nicht bloß in Köln. In den Semesterferien habe ich sechs Praktika gemacht, in Redaktionen in Starnberg, Hamburg (zweimal), Berlin (zweimal) und in New York. Ich habe gesehen: Landleben, Großstadt, Norden, Osten, Süden, Westen und die USA. Aber so sehr ich mir nach vier Jahren manchmal Neues wünsche: Weggehen hieße auch, alles zurückzulassen. Will ich nicht eigentlich irgendwo ankommen?

3. WAS IST HEIMAT?

Vor Kurzem war ich bei AnnenMayKantereit in der Großen Freiheit auf St. Pauli. In einem Lied singt der 23-jährige Sänger Henning May über seinen Vater: »Du hast dich oft gefragt, was

mich zerreißt / Ich wollte nicht, dass du es weißt / Du warst allein zu Haus, hast mich vermisst / Und dich gefragt, was du noch für mich bist.« Im Refrain singt May mit seiner dunklen, rauhen Stimme, die gar nicht nach 23 Jahren klingt: »Zu Hause bist immer noch duuuu«. Auf dem Konzert sangen Hunderte Fans mit, die genauso fühlen. Auch ich habe mitgesungen. Heimat ist zunächst unweigerlich an die Eltern geknüpft. Wenn man länger weg ist, kommt das Heimweh. Man sehnt sich nach etwas, was früher schön war, nach Geborgenheit und diesem Melonensalat mit Staudensellerie und Joghurtsoße, den es da immer gibt. Doch wenn man dann mal länger zu Hause ist, will man schnell wieder weg.

Für mich war der Übergang sanft. Nach zwei Semestern Pendeln aus Bonn bin ich in eine WG gegenüber dem Volkspark in Köln gezogen. Großstadt, aber nah genug an zu Hause, um sonntags für den Melonensalat mit dem RE 10532 nach Bonn zu fahren. Aber mein Geburtsort ist nicht mehr meine Heimat. Bonn ist ein Synonym für das Haus, in dem ich groß geworden bin. Dort sind meine Eltern, der knöcherne Walnussbaum vor meinem alten Schlafzimmerfenster. Aber sonst ist da: nichts. Die alten Freunde kommen nur an Weihnachten. Die neuen Freunde sind sowieso woanders. Wo gehört man hin, wenn es nicht mehr das Haus der Eltern ist?

Der Soziologe Hartmut Rosa von der Uni Jena versteht unter Heimat sinnlich erfahrbare und mit Bedeutung aufgeladene Orte, Freunde und Verwandte, aber auch geliebte Gegenstände, Fotos, die man sich in einer neuen Wohnung als Erstes an die Wand hängt, und Musik, die man nach Jahren wieder hört und sich sofort in einer vertrauten Umgebung fühlt. Diese bilden laut Rosa so etwas wie Resonanzachsen: Beziehungen, die uns Halt und Stabilität geben. »Diese Resonanzachsen verlaufen bei jedem anders. Wichtig ist aber, dass man überhaupt welche hat«, sagt Rosa.

Das heißt: Fürs Ankommen gibt es nicht den perfekten Ort, die richtige Stadt, das passende Land. Es ist egal, wie lange der Supermarkt geöffnet hat und wie frisch die Landluft ist. Es kommt drauf an, wen man um sich hat.

4. MIT WEM WILL ICH SEIN?

Meine WG war keine Zweck-WG. Sarah und ich kennen uns aus der Schulzeit in Bonn. Wir haben die Wohnung zusammen gesucht, wir ▶

»Seit ich mit meinen fünf engsten Freunden zusammengezogen bin, weiß ich, wo ich hingehöre. Wir teilen alles, das Essen im Kühlschrank, unsere Bücher – wie eine Familie. Das Erste, was wir ins Wohnzimmer stellten, war ein Futon für Gäste, damit noch mehr Freunde vorbeikommen können. In unserem Garten chillen wir auf Liegestühlen und naschen Johannisbeeren von den Sträuchern. Jetzt weiß ich, auch wenn ich wieder ein paar Monate durch Südamerika reise, das sind meine liebsten Menschen. Zu ihnen komme ich immer gerne zurück.«



»Es war einer der letzten schönen Herbsttage. Ich war zu Fuß auf dem Weg zu einem Kumpel. Auf einer Brücke sah ich plötzlich Street-Art-Künstler, die eine Betonwand besprühten. Da kam alles hoch. Ich dachte an meine Heimat Bosnien, wo im Moment so viele Idioten nationalistische Parolen an die Wände schreiben. Und an die zwei Monate in Berlin: Das Konzert von Paul Kalkbrenner zum Mauerfall-Jubiläum vor dem Brandenburger Tor, all die neuen Leute, die Uni, an der alles reibungslos geklappt hatte. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dort zu sein, wo ich immer hinwollte.«

Marko Subasic, 25

haben sie zusammen eingerichtet, aber wir haben sie nur manchmal zusammen geputzt (und ich weiß: Wenn sie das liest, bekommt sie noch heute einen Wutanfall). Nach ein paar Jahren hatte ich keine Lust mehr auf ihr Chaos und sie keine Lust mehr auf meine Zettel am Kühlschrank: »Kannst Du bitte ...« Schon Wochen bevor ich überhaupt eine Wohnung gefunden hatte, habe ich auf Flohmärkten nach Vasen und Tassen gesucht.

Genauso wie ich lebt mehr als ein Drittel der Studenten in Deutschland in einer Wohngemeinschaft. Nur in der Slowakei und Irland teilen sich noch mehr Studenten die Wohnung mit anderen. Ich wollte sie auch ausprobieren, diese Idee von einer Wohnung mit den besten Freunden, von spontanen Partys, von einer WG, in der das Stöhnen aus dem Nebenzimmer egal ist und die Nudelreste in der Küche eben dazugehören.

»Bist du nicht einsam?«, fragte Sarah mal, da hatte sie schon einen neuen Mitbewohner. Nein, ich war nie einsam, sondern einfach nur froh, alles genau so zu machen, wie es mir gefällt.

Um herauszufinden, wie viel Nähe man mit anderen will, muss man ausprobieren. Henning May singt: »Ich würd gern mit dir in ner Altbauwohnung wohn' / Zwei Zimmer, Küche, Bad und n kleiner Balkon«. Mit einem Mann zusammenzuwohnen kam mir jahrelang völlig absurd vor. Wie langweilig! Aber auch das hat sich geändert.

5. WAS HEISST SCHON ANKOMMEN?

Ist Hamburg der richtige Ort für mich? Wenn zu Hause dort ist, wo mir mein Freund Ingwertee ans Bett bringt, wenn ich krank bin (und dafür nicht erst in einen ICE steigen muss), und wo meine Freunde spontan klingeln, weil sie noch Licht in der Küche sehen, dann kann ich hier nicht falsch sein. Aber wenn die Heimat keine Postleitzahl hat, dann kann sie sich auch verändern. Und man kommt nicht bloß einmal irgendwo an, sondern vielleicht immer wieder.

Ich schreibe diesen Text in Bonn, dabei schaue ich auf den Walnussbaum vor meinem Fenster und rieche den Kaffee, den meine Mutter gerade kocht. Doch schon morgen sitze ich wieder auf meinem Balkon, von dem aus man die Schiffe auf der Elbe hört. Das ist mein Zuhause. Momentan. ♦

Wohnungssuche, Mieterhöhung, Stress wegen Airbnb – dazu mehr im Ratgeber ab Seite 31. Plus: Wann Vermieter zu weit gehen